

Malkus Arnold, Martina Erlemann

Öffentliches Wissen

Nachhaltigkeit in den Medien



Martina Erlemann
Öffentliches Wissen
Nachhaltigkeit in den Medien

ISBN 978-3-86581-276-6
222 Seiten, 16,5 x 23,5 cm, 34,90 Euro
oekom verlag, München 2012

©oekom verlag 2012
www.oekom.de

1. Wissenschaft erfolgreich kommunizieren

Markus Arnold

Jede Kommunikation ist geschlagen mit Missverständnissen. Das vielleicht größte in Bezug auf die Wissenschaftskommunikation ist das Verkennen der Rolle von Missverständnissen in der öffentlichen Diskussion wissenschaftlicher Erkenntnisse. Was vielen als Zeichen des Scheiterns erscheint, ist in Wahrheit meist notwendiger Teil einer erfolgreichen Kommunikation von Wissen. Dies erfordert aber einige Erläuterungen.

1.1 Wann ist Wissenschaftskommunikation erfolgreich?

Jede Gesellschaft ist darum bemüht, Kommunikation zu ermöglichen, aber auch Kommunikation zu unterbinden. Sie regelt, wer in welchen Situationen zu welchen Themen sprechen darf (vgl. Austin 1975). Oder anders gesagt, da sie nicht immer das Sprechen selbst unterbinden kann: Kulturelle Regeln legen fest, welchen Personen man in welchen Situationen und zu welchen Themen *zuhören* sollte – und welche man straflos ignorieren kann. Diese Regeln können (etwa innerhalb des Freundeskreises und der Familie) informell und flexibel, aber sie können (etwa bei Zeremonien, öffentlichen Anlässen und in hierarchischen Organisationen wie Schule, Behörden und Unternehmen) auch formell festgelegt sein.¹ In Organisationen werden die wichtigsten Regeln meist in einem Organisationshandbuch schriftlich niedergelegt, sodass Personen ihrer Position und Funktion entsprechend wissen, welche Meinung sie von wem einholen müssen, bevor sie eine Entscheidung fällen. Diese Regeln sind deshalb wichtig, weil sie dem Einzelnen helfen, aus der täglichen Informationsflut auszuwählen und den eigenen Zuständigkeitsbereich festzulegen, für den man verantwortlich ist. Nur wer nicht jedem zuhört, hat die Zeit, sich auf die für ihn wichtigen Informationen zu konzentrieren. Dies gilt auch beim täglichen Medienkonsum: Zu wissen, welche Nachrichten für einen *nicht* relevant sind und daher sogleich vergessen werden können, ist ebenso wichtig wie das Wissen, bei welchen Nachrichten man konzentriert hinhören sollte. Nicht nur der Wissenserwerb, sondern auch dessen Verweigerung erfordert eine permanente Arbeit, ein an kulturellen Regeln orientiertes Wissensmanagement des Einzelnen.

Will man verstehen, warum bestimmte Personen sich für die Aussagen von Wissenschaftlern interessieren, während andere diese ignorieren, sollte man daher zuerst nach den kulturellen Bedingungen des »persönlichen Interesses« fragen: Wem wird etwa innerhalb einer Gruppe die Verantwortung für ein bestimmtes Wissen zugeschrieben, sodass diese Person sich um den Erwerb dieses Wissens bemühen muss? Mit welcher Art Wissen und Kompetenz gewinnt man bei wem Anerkennung? In welchen Kontexten wird der Institution Wissenschaft die Autorität und Kompetenz zugesprochen, über bestimmte Themen und Probleme in der Form der Expertise zu sprechen? Und wann wird ihre Expertise als Ein-

¹ »Die Neigung, das Wort zu ergreifen, [...] steht in direktem Zusammenhang mit dem Gefühl, ein Recht auf Meinungsäußerung zu besitzen.« (Bourdieu 1982: 642), vgl. auch Bourdieu 1990.

mischung in Angelegenheiten zurückgewiesen, welche sie nichts angehen, da sie in den Zuständigkeitsbereich einer anderen Form des Wissens und damit anderer Experten fallen?²

Auf die kulturellen Milieus der Medien bezogen, wäre daher zu fragen: Wann fühlen sich Journalisten verpflichtet, Wissenschaftler als Experten zu befragen? Und bei welchen Themen werden andere Personen als kompetenter erachtet? Gerade für das Thema der Nachhaltigkeit sind diese Fragen zentral, da hier Themenbereiche angesprochen werden, welche nicht von vornherein in die Zuständigkeit der Wissenschaftler fallen. Es geht bei der Nachhaltigen Entwicklung unserer Gesellschaft letztlich um die Frage, wie wir leben sollen – wobei die Kompetenz, über das eigene Leben zu bestimmen, traditionell als Vorrecht jedes mündigen Bürgers und jeder mündigen Bürgerin gilt. Gerade in der westlichen Kultur wird das individuelle Recht des Einzelnen, sein privates Leben so zu gestalten, wie es den eigenen Wünschen entspricht, hochgehalten. Reglementierungen durch staatliche Institutionen gelten rasch als Eingriff in die persönliche Freiheit, während Appelle an die Einsichtsfähigkeit der Bürger, welche auf die Macht der »Aufklärung« zählen, durch wissenschaftliche Expertise erst begründet werden müssen. In beiden Fällen ist aber die Akzeptanz der Expertise bei den Betroffenen nicht von vornherein gewährleistet. Informationskampagnen können zwar von privater oder öffentlicher Seite gestartet, müssen aber von den Adressaten nicht unbedingt beachtet werden.

Ob Kommunikation gelingt, hängt von der Bereitschaft der Empfänger ab, die Nachricht zu hören, zu akzeptieren und im eigenen Handeln zu berücksichtigen. Man kann daher mehrere Stufen unterscheiden, wenn man von Wissenschaftskommunikation spricht. Denn wann gelten Maßnahmen der Wissenschaftskommunikation als erfolgreich?

- Wenn der Name des Wissenschaftlers oder seiner Universität in den Medien genannt wird?
- Wenn ein ausführlicher Medienbericht einmalig die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit präsentiert? Oder erst wenn die Arbeit kontinuierlich in den Medien präsent ist?
- Wenn die wissenschaftliche Arbeit in den Medien gelobt und als richtungsweisend bezeichnet wird?
- Wenn der Medienbericht nicht nur gesendet, sondern auch von Zuschauern wahrgenommen wird?
- Wenn die Berichterstattung nicht nur wahrgenommen, sondern auch von einigen verstanden wird?
- Wenn diese nicht nur verstanden, sondern danach von den Leuten noch diskutiert wird?
- Wenn diese nicht nur verstanden und diskutiert, sondern auch zu Verhaltensänderungen beim Publikum führen?

Jede dieser Stufen beschreibt eine bestimmte Art des Erfolgs, und jede dieser Stufen kann zum Indikator für den Erfolg der Wissenschaftskommunikation erhoben werden. Der *Public Relations* geht es zum Beispiel nicht um das inhaltliche Verständnis der Wissenschaft, sondern allein um die Präsenz und Bekanntheit der wissenschaftlichen Institution, die von der Öffentlichkeit mit Wissenschaft und Forschung assoziiert werden soll. Am anderen Ende des

² Zu einer Diskussion verschiedener Arten der Expertise siehe: Collins/Evans 2007.

Spektrums geht es der Innovationsforschung, ebenso wie den Lehrenden in den Schulen und Universitäten, um die Dissemination von Wissen, vor allem also um den Erfolg der inhaltlichen Vermittlung von Wissenschaft. Zwischen diesen beiden Polen verteilen sich die Interessen und Erfolgskriterien unterschiedlicher Akteure.

Beim Thema Nachhaltigkeit kann es aber nicht bloß um die Bekanntheit des Namens und der Institutionen gehen, die sich mit diesem beschäftigen. Hier müssen letztlich alle Stufen durchlaufen werden: vom Bericht in den Medien über die Wahrnehmung durch das Publikum und die öffentlichen Diskussionen, vom Verständnis der Inhalte bis hin zu Verhaltensänderungen im täglichen Leben sowie zu Reformen in der Politik. Für die Wissenschaftskommunikation hat dies tiefgreifende Konsequenzen: In den ersten Stufen, in denen es um Information geht, sind die Medien wichtig; je weiter man aber zur Akzeptanz, zu Entscheidungen und zur Übernahme von Verhaltensänderungen kommt, desto wichtiger werden die Diskussionen im persönlichen Familien- und Freundeskreis (Rogers 1995: 255). Hier entscheidet sich in persönlichen Gesprächen, wie neue Informationen bewertet werden. Und diese Bewertungen können von der in den Medien publizierten »öffentlichen Meinung« erheblich abweichen (vgl. Schenk 1995). Die Implementierung einer nachhaltigen Lebensweise ist dabei denselben Gesetzmäßigkeiten unterworfen wie die Implementierung jeder anderen technischen oder sozialen Innovation: In der Implementierungsphase übernehmen diejenigen, welche das Neue in ihre Lebensweise integrieren, eine weit aktivere Rolle, als ihnen meist vonseiten der Wissenschaft zugestanden wird. Denn anstatt das, was ihnen angeboten wird, eins zu eins zu übernehmen, verwandeln sie in der Regel im Zuge der Implementierung die ursprüngliche Idee. Jede Implementierung erfordert meist eine kreative Adaption der Innovation an neue Kontexte, das heißt eine »Wiedererfindung (*re-invention*)« jener der Innovation zugrundeliegenden Idee. Wobei dies nicht schlecht sein muss, im Gegenteil. Wie der Innovationsforscher Everett M. Rogers betont:

»A higher degree of re-invention leads to a faster rate of adoption of an innovation. [...] A higher degree of re-invention leads to a higher degree of sustainability of an innovation. The concept of sustainability is defined as the degree to which an innovation continues to be used over time after a diffusion program ends.« (Rogers 1995: 183)

Die »Wiedererfindung« jenes Wissens, welches eigentlich nur kommuniziert werden sollte, durchbricht die Vorstellung eines einfachen Sender-und-Empfänger-Modells der Kommunikation. Popularisierung von wissenschaftlichen Erkenntnissen heißt in diesem Kontext auch: Wissenschaft entlässt ihre Begriffe und Erkenntnisse in die Selbstständigkeit, sodass diese beginnen, zusammen mit den neuen Benutzern ein eigenes Leben zu leben. Je erfolgreicher sie ist, desto mehr verliert sie im Akt der Kommunikation die Vormundschaft über die von ihr aufgestellten Hypothesen, Begriffe und Argumente. Oder anders gesagt: Jede erfolgreiche Kommunikation ist aus der Perspektive der Wissenschaft zu einem gewissen Grad auch immer die Geschichte eines Scheiterns.

1.2 Die Wiedererfindung des Wissens durch den Rezipienten

Machen wir uns klar: Das Missverstehen von Wissenschaft entsteht oft aus dem verständlichen Versuch, sie verstehen zu wollen. Weil man sich nicht von Experten bevormunden

lassen will, versucht man, das Fremde durch das einem Bekannte zu erklären. Paradoxerweise folgt hier die Öffentlichkeit einer Maxime der Aufklärung: Selbst zu denken und keine Begriffe zu verwenden ohne Kenntnis ihrer empirischen Grundlage.³ Weil sie den von ihnen verwendeten Begriffen einen Sinn geben wollen, legen sie den aus der Wissenschaft übernommenen Begriffen eine Erfahrung aus ihrem Alltagsleben zugrunde und verändern damit – ohne es zu wollen – ihren Sinn. Ob zum Beispiel das »Klima« der Erde sich erwärmt, lässt sich nur mithilfe statistischer Methoden und Modelle beantworten, welche die Wetterverhältnisse auf der gesamten Erde über längere Zeiträume hinweg einbeziehen. Das »Klima« ist als ein statistisches Konstrukt nicht wahrnehmbar, indem man aus dem Fenster schaut. In Alltagsgesprächen ist die Versuchung aber groß, den Klimawandel durch das aktuelle Wetter zu erklären oder auch zu widerlegen. Vielleicht erinnert man sich auch noch an Bilder von einzelnen Wetterereignissen (sei es das Schmelzen der Eisfläche am Polarkreis oder auch die Überflutungen in New Orleans), die man im Fernsehen gesehen hat. Kurz, der Versuch, sich wissenschaftliche Aussagen verständlich zu machen, hilft, diese zu einem Teil der Alltagskultur zu machen, doch meist in verwandelter Gestalt und Bedeutung.⁴ Der Klimawandel wird auf diese Weise auch außerhalb der Wissenschaften diskutierbar. Auch Nichtwissenschaftler fühlen sich befähigt und manche auch legitimiert, über ihn zu sprechen, seine Existenz zu befürworten oder auch zu bestreiten. Es mag für Wissenschaftler irritierend sein, jedoch treten wissenschaftliche Aussagen in der Regel nur auf diese Weise in die allgemeine Öffentlichkeit. Die einzige Möglichkeit, als Wissenschaft die völlige Kontrolle über die Verwendung ihrer Begriffe zu behalten, wäre, sie nicht außerhalb der eigenen Community zu kommunizieren.

Wissenschaftliche Aussagen verändern sich, wenn sie Teil der allgemeinen Öffentlichkeit werden: Journalismus gebraucht Metaphern und Analogien, um wissenschaftliche Konzepte allgemein verständlich zu machen. Das wird ihm manchmal als Verfälschung der wissenschaftlichen Aussagen angekreidet, wie etwa vom Sprachwissenschaftler Wolf-Andreas Liebert, der anhand einer linguistischen Analyse der Berichterstattung über das »Ozonloch« den Wissenschaftsjournalismus kritisiert: In den Medien komme es unter anderem wegen der Verwendung von Metaphern »zu einer deutlichen Veränderung verschiedener Inhalte, sodass von ›Transformationen des Wissens‹ gesprochen werden muss, statt von ›Wissenstransfer‹.« (Liebert 2002: 11).⁵ Doch problematisch ist nicht, dass Metaphern und Analogien zum Einsatz kommen, sondern höchstens *welche* Metaphern und Analogien.⁶

³ In Immanuel Kants bekannten Formulierungen: »[D]ie Maxime, jederzeit selbst zu denken, ist die *Aufklärung*« (*Was heißt: sich im Denken orientieren?*, Kant [1786] 1983: A 329, Anm.), sowie »Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.« (*Kritik der reinen Vernunft*, Kant [1781/87] 1983: B75 / A51).

⁴ Siehe hierzu die klassische Studie zur Verbreitung der Psychoanalyse in Frankreich: Moscovici 2008.

⁵ Er stellt sich die Frage: »Bis zu welchem Ausmaß können ›fachsprachlich (vor)formulierte Inhalte‹ transformiert werden, dass noch sinnvollerweise von ›Vermittlung‹ gesprochen werden kann? Wie kann Transformation von Deformation abgegrenzt werden?« (Liebert 2002: 4).

⁶ Aber wichtig ist zu sehen, dass nicht erst in den Medien, sondern auch in wissenschaftlichen Texten Metaphern und Analogien verwendet werden (Maassen/Weingart 2000).

Denn verstanden wird ein Wissen dann, wenn man es in Vorstellungen und Praktiken des eigenen Alltags verankern kann, und sei es nur, indem man Anerkennung für dieses Wissen von seinen Freunden erwirbt, wenn man ihnen davon erzählt. Mit »Verankerung« ist dabei eine Aneignung des Wissens in neuen Kontexten gemeint.⁷ Dies beinhaltet kreative Adaptionen und Weiterentwicklungen des ursprünglichen Konzepts, und seien diese auch noch so klein. Ob eine solche Weiterentwicklung letztlich ein Gewinn oder ein »kreatives Missverständnis« ist, bleibt den Handelnden selbst aber oft verschlossen. Einerseits, da sie selbst die Weiterentwicklung manchmal gar nicht bemerken und glauben, nur getreulich das Erfahrene wiederzugeben; andererseits, da sich in vielen Fällen erst im Nachhinein zeigt, ob eine scheinbar sinnststellende Veränderung sich nicht schließlich doch als sinnvoll erweist, weil sie die ursprüngliche Theorie erweitert und für neue Bereiche anwendbar macht. Denn nicht nur in den Wissenschaften geht die Entwicklung des Wissens oft verschlungene Pfade.

1.3 Grenzobjekte: Wissen an den Grenzen der Wissenschaft

Susan L. Star und James R. Griesemer haben den Begriff der »Grenzobjekte (*boundary objects*)« eingeführt, um zu beschreiben, was in solchen Wiedererfindungen des Wissens im öffentlichen Diskurs entsteht. Am Beispiel des *Museum of Vertebrate Zoology* in Berkeley zeigen sie, wie durch die Entwicklung von Grenzobjekten die Grenzen zwischen unterschiedlichen »sozialen Welten« überbrückt und miteinander verbunden werden (Star/Griesemer 1989). Denn ein naturhistorisches Museum benötigt die Zusammenarbeit von mehreren sozialen Gruppen und Professionen mit unterschiedlichen Interessen und Vorstellungen über das, was ein naturhistorisches Museum ist und leisten sollte. Private oder öffentliche Geldgeber, Wissenschaftler aus unterschiedlichen Disziplinen, verschiedene Gruppen potenziell zahlender Museumsbesucher (seien es Kinder, deren Eltern, Bildungssuchende, »Naturliebhaber«, Amateurnornithologen etc.) ebenso wie ehrenamtliche Mitarbeiter, welche helfen sollen, die Sammlungen zu vervollständigen. Sie alle müssen in jenen Gegenständen, die im Museum ausgestellt werden, einen Sinn erkennen. Ebenso in der Ordnung, Beschriftung, Inszenierung und Kategorisierungen der Objekte, wie sie in den Ausstellungen zum Ausdruck kommen. Die Sammlungen und Ausstellungen sind somit Grenzobjekte, die an mehreren sozialen Welten teilnehmen. Als solche müssen sie Teil mehrerer Diskurse werden: der Fachdiskurse der Wissenschaften, der Gründungserzählungen und Evaluationsdiskurse der Geldgeber, aber auch der Gespräche der Schulkinder, wenn sie am Sonntag mit ihren Eltern die Ausstellungen besuchen. Diese Grenzobjekte bilden Knotenpunkte in einem Netzwerk, welche »Übersetzungen (*translations*)« zwischen diesen Diskursen ermöglichen. Ein Ausstellungsobjekt bedeutet eben nicht für jeden dasselbe. Auch von den Wissenschaften scheinbar klar definierte Begriffe meinen als Teil einer Ausstellung für unterschiedliche soziale Gruppen Unterschiedliches.⁸

⁷ Zur Notwendigkeit, wissenschaftliches Wissen in Alltagsvorstellungen und Alltagspraktiken zu »verankern«: Moscovici 2008: 104ff.

⁸ Wichtig ist zu beachten: »Boundary objects« definieren sich allein durch ihre Funktion, Schnittstelle zwischen Diskursen und sozialen Welten zu sein. Daher können unterschiedlichste materielle und immaterielle Dinge als »Grenzobjekte« analysiert werden wie Museen, einzelne Ausstellungsobjekte, Medien,

Dabei gelingt solchen Grenzobjekten etwas Paradoxes: Einerseits *verbinden* sie nicht nur ansonsten unverbundene Diskurse, sondern auch mehrere soziale Welten, die sonst wenig miteinander zu tun hätten. Andererseits aber halten Grenzobjekte auch die Diskurse und sozialen Welten *getrennt*: da sie nämlich durch ihre Offenheit gegenüber einer Vielfalt an Interpretationen flexibel sind und sowohl den Alltagsdiskursen wie auch den wissenschaftlichen Fachdiskursen bereitwillig geben, was diese wollen. Keinen verpflichten sie, sich mit den jeweils anderen Diskursen und sozialen Welten ernsthaft auseinanderzusetzen. Die meiste Zeit existiert so ein harmonisches Nebeneinander, das aber in regelmäßigen Abständen immer wieder zu erneuten Diskussionen Anlass gibt. Immer wieder muss von der Leitung des Museums die prinzipielle Legitimität der Ansprüche der anderen bestätigt werden. Denn würden die Wissenschaftler die Sammlungen allein an ihren Interessen ausrichten, blieben bald die Besucher zu Hause und auch die Finanzierung des Museums wäre infrage gestellt; umgekehrt würde ein naturhistorisches Museum, das nicht mehr von Wissenschaftlern unterstützt wird, seinen Ruf als Museum und damit als öffentlich zu finanzierende Institution einbüßen. Der Erfolg eines Museums beruht unter anderem auch auf der Fähigkeit der Kuratoren, die Sammlung und deren Objekte in ihrer Mehrdeutigkeit zu belassen, sodass deren Ordnung und Präsentation gegenüber den wissenschaftlichen Fachdiskursen zwangsläufig eine gewisse »Ungenauigkeit« aufweisen. Nur so kann die Existenz und Funktion des Museums als Ort einer die Grenzen von Diskursen und sozialen Welten überschreitenden Wissenschaftskommunikation aufrechterhalten werden. Ähnliches gilt für alle erfolgreichen Arten der Wissenschaftskommunikation, gerade auch für Präsentationen der Wissenschaft in TV-Dokumentationen, Zeitungsartikeln, Radiofeatures und anderen Medien (Bucchi 1998: 130-147).

1.4 Medien als Grenzobjekte

Doch was heißt das für unser Verständnis der Medien? Man könnte ja einwenden, Aufbau und Erhalt eines Museums seien nur als Kooperation unterschiedlicher Interessengruppen möglich und daher auf Grenzobjekte angewiesen. Doch in den Medien seien letztlich Journalisten für den Inhalt verantwortlich, sodass diese zur Genauigkeit verpflichtet und somit auf die Mehrdeutigkeiten von Grenzobjekten verzichten sollten. Denn nur durch die genaue Wiedergabe wissenschaftlicher Expertise wäre einer modernen Wissensgesellschaft gedient. Doch dieser Einwand übersieht, dass auch die Medien nur mithilfe eines Netzwerks an sozialen Gruppen entstehen: Um etwa eine Zeitung produzieren und stabil am Markt positionieren zu können, müssen Eigentümer, Banken, Herausgeber, Journalisten, inserierende Firmen, Medienkonsumenten und – nicht zu vergessen – die Informationsquellen und Informanten zusammenwirken. Zeitungsartikel sind für die einen Unterhaltung und Zeitvertreib, Quelle für Gespräche am Arbeitsplatz oder im Freundeskreis, für andere hingegen Informationsquelle für politische oder ökonomische Entscheidungen. Für Banken ist es ein Investitionsobjekt, für Unternehmen ein Zielgruppenmedium für Werbebotschaften, für

Begriffe, Bilder sowie mediale Themen. Die Eigenschaft, ein Grenzobjekt zu sein, kommt ihnen nicht an sich zu, sondern ist eine Funktion, welche sie in konkreten sozialen Kontexten erwerben, aber auch wieder verlieren können. Ein Museum ohne einen einzigen Besucher ist zwar noch ein Museum, aber vermutlich kein »boundary object« mehr.

Herausgeber ein Produkt, das man verkaufen muss. Für manche Informanten ist ein Zeitungsartikel ein Instrument der persönlichen Rache oder auch der politischen Auseinandersetzung. Was auch immer in den Medien berichtet wird, es wird in unterschiedlichen sozialen Welten unterschiedliche Bedeutungen haben.

Die grundsätzliche Frage für die Wissenschaftskommunikation ist daher: Kann man den Erfolg der Wissenschaftskommunikation davon abhängig machen, dass etwa die Auffassung einer Wissenschaftlerin sich von A bis Z bei den Rezipienten durchsetzt? Ist den Rezipienten einer Theorie erlaubt, diese selbstständig zu verändern, oder müssen sie gleichsam das geistige Copyright wahren und der »Erfinderin« der Theorie jedes Mal, bevor sie diese in einem etwas anderen Kontext anwenden, um Erlaubnis fragen?

In der Öffentlichkeit wird ein stiller Kampf ausgetragen, mit welchen Worten, Namen oder Begriffen gesellschaftliche Probleme bezeichnet und beschrieben, mit welchen Worten sie am besten diskutiert werden sollen. Allein schon der Widerstand der Medien, den Begriff der »Nachhaltigkeit« prominent in ihren Berichten so zu verwenden, wie er vonseiten der Wissenschaft definiert wird, ist hier bezeichnend: Entweder deuten sie seine Bedeutung um (etwa im Sinne von »Dauerhaftigkeit«), oder sie versuchen ihn bewusst zu vermeiden. Hinter solchen Auseinandersetzungen an den Grenzen zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit verbirgt sich mehr als nur ein Kampf um Worte: Aus der Sicht der Bürger geht der Kampf letztlich um die Sorge, weiterhin Experte seines eigenen Lebensentwurfs zu bleiben, unabhängig von der Expertise anderer. Es geht um die Verteidigung der eigenen Autonomie und Kompetenz, um nicht von den Wissenschaften zum inkompetenten »Laien« seines eigenen Lebens degradiert zu werden. Im Wunsch, die eigenen Lebensentscheidungen in einer von der Wissenschaft unbelasteten allgemein verständlichen Sprache zu diskutieren, verbirgt sich der durchaus politische Anspruch, unabhängig von Experten aufgrund des eigenen Wissens kompetente Entscheidungen fällen zu können.

1.5 Ein Beispiel: Darwins Evolutionstheorie

Ein erfolgreiches Beispiel für die Verbreitung und Kommunikation von Wissenschaft ist sicher die Evolutionstheorie, von der die Mehrheit der erwachsenen Bevölkerung weiß, dass es sie gibt, und zu der die meisten auch eine Meinung haben. Als Charles Darwin aber 1859 das Buch »Der Ursprung der Arten (*The Origin of Species*)« publizierte, in dem er die Evolution als Folge der »natürlichen Selektion« darstellte, wurde die »Evolution« zwar schnell Gegenstand öffentlicher Diskussionen, Predigten und Karikaturen, jedoch war es eine Evolution ohne Darwins zentraler Theorie der natürlichen Selektion. Wie der Historiker Alvar Ellegård feststellte, zeichnete sich die Diskussion in den englischen Medien dadurch aus, Darwins zentrale These, dass der Mechanismus der »natürlichen Selektion« ausreiche, um die Entstehung der Arten zu erklären, entweder zu ignorieren oder zurückzuweisen. Stattdessen verbanden die englischen Zeitungen Idee und Begriff der Evolution mit anderen Diskussionen und Entwicklungsmodellen.⁹ In Karikaturen, aber auch in Diskussionsbeiträgen legten sie das

⁹ »[T]he majority of the general public were in the end [1872] prepared to accept the Evolution part of Darwin's doctrine, at least for the organic world below man, while they rejected Darwin's explanation of it, namely, the theory of Natural Selection.« (Ellegård 1958: 32), vgl. Bowler 2003: 177-223.

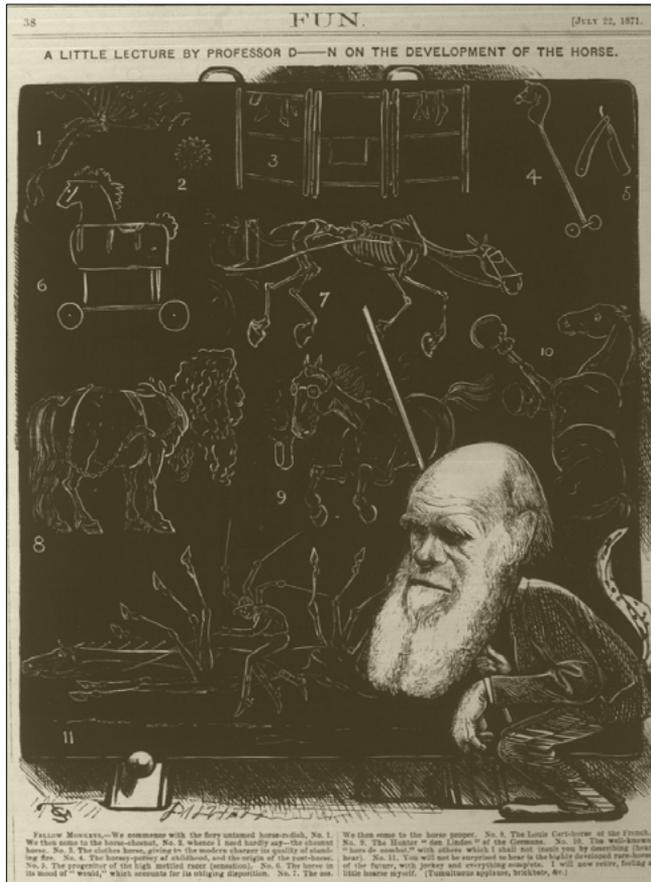


Abbildung 1: Ein kleiner Vortrag von Professor D----n über die Entstehung des Pferdes

In dieser am 22.7.1871 in der englischen satirischen Zeitschrift *Fun* erschienenen Karikatur erklärt der mit der Körperhaltung eines Schimpansen dargestellte Darwin seinen »Fellow Monkeys« seine Evolutionstheorie an einem Beispiel: wie aus *horse radish*, das heißt aus Meerrettich (öster. Kren), über mehrere Stufen, wie etwa dem Holzpferd, das moderne Rennpferd entstanden ist. Um am Ende seinen Vortrag unter großem Beifall mit einem Wortspiel zu schließen: »I will now retire, feeling a little hoarse myself [Ich werde mich nun zurückziehen, da ich mich selbst etwas heiser fühle.]«

Hauptgewicht auf die von Darwin behauptete Verwandtschaft von Mensch und Tier – wobei Darwins Theorie des gemeinsamen Vorfahrens sich hier in die (so von Darwin nicht vertretene) Behauptung verwandelte, der Mensch stamme direkt vom Affen ab. Der Affe wurde zum Symbol für die Darwinsche Theorie erhoben, er trat in Karikaturen als sprechender und die *Origin of Species* lesender Affe auf oder auch – vielleicht am berühmtesten – in Karikaturen, in welcher Darwin selbst als Affe dargestellt wurde.¹⁰ In öffentlichen Diskussionen genügte es daher, in abfälliger Weise von der »ape theory« zu sprechen, um auf Darwins Evolutionstheorie anzuspähen.¹¹

Dies war eine Verfälschung seiner Aussagen. Dennoch wäre es ein Missverständnis, diese bloß als Ungenauigkeit oder bössartige Unterstellung zu deuten. Denn als die Evolutionstheorie aus dem biologischen Fachdiskurs in die allgemeine Öffentlichkeit trat, verschob sich der Fokus des Interesses: Hier war die Unterscheidung zwischen Mensch und Tier in vielen Bereichen grundlegend. Die Tatsache, dass diese Unterscheidung infrage gestellt wurde, erzeugte erst das Interesse an Darwins Lehre – auch bei jenen, die sich für Biologie nicht interessierten. Die Theologie baute auf der Unterscheidung auf, da Gott nur Menschen das Heil versprochen hat, nur der Mensch eine Seele habe, die gerettet würde; ebenso die Ethik, welche – im Alltag wie auch als philosophische Disziplin – ihre Normen für die Menschen, aber nicht für Tiere aufstellte. Auch das moralische Verbot, Menschen – wie Pflanzen und Tiere – zu »züchten«, schien von Darwins Theorie bedroht. Die öffentliche Diskussion ging deshalb von diesen Themen aus, und nicht von jenen, welche innerhalb der Biologie an erster Stelle standen. Die Nicht-Biologen hatten ein eigenes Interesse und eigene Sorgen wie auch Hoffnungen, die sie in die öffentliche Diskussion einbrachten. Interessen, die nicht weniger legitim waren, aber sowohl die allgemeine Perspektive auf Darwins Lehre verschoben wie auch andere Fragen aufwarfen, welche an die Evolutionstheorie gestellt wurden. Die Frage war nicht: Was bedeuten Darwins Theorien für die Biologie? Sondern: Was bedeutet Darwins Theorie für unsere Gesellschaft? Für die Stellung des Menschen in der Natur? Für den christlichen Glauben? Die Moral und die Religion?

Auch in anderen Bereichen verbreitete sich Darwins Theorie nicht in ihrer wörtlichen Form, sondern durch die Verknüpfung mit Bildern und Modellen, welche aus dem Alltag genommen wurden und sich in symbolische Darstellungen Darwinscher Begriffe verwandelten – zu dem, was Jürgen Link »Kollektivsymbole« genannt hat.¹² Die Darwinsche Evolutionstheorie und deren »*survival of the fittest*« verband sich etwa in der öffentlichen Vorstellung mit dem Kollektivsymbol »sportlicher Wettbewerb« beziehungsweise auch »Krieg«. Auf dieser Verknüpfung bauten die weit verbreiteten Lehren des Sozialdarwinismus auf, wenn sie – bezogen auf die menschliche Gesellschaft – vom »Rassenkampf« und von dem »Überleben des Stärksten« sprachen. An diesem Beispiel lässt sich zeigen, wie sich die Bedeutung eines Begriffes verschiebt, wenn er durch eine bekanntere Alltagsvorstellung

¹⁰ Vgl. Browne 2001; Smith 2006: 233-243 (»Two motifs dominate the caricature of Darwin and Darwinism: Darwin as a monkey and representations of species transformations«, *ibid*: 234).

¹¹ »Significantly enough, the Darwinian doctrine was usually referred to as the »ape theory« in the popular press, and the »missing link« *par préférence* was the as yet undiscovered intermediate form between ape and man« (Ellegård 1958: 295).

¹² Zur Theorie der »Kollektivsymbole« siehe Link 1978, Drews et al. 1985, Becker et al. 1997.

expliziert wird. Wie durch die Verwendung des Kollektivsymbols andere Folgerungen nahegelegt und plausibel gemacht werden.¹³

Denn Darwin meinte mit seiner Theorie der Selektion etwas anderes: Da gerade jene Lebewesen, die sich am ähnlichsten sind, um dieselben Ressourcen kämpfen müssen und somit zwischen ihnen die Konkurrenz und damit die Auslese am größten ist, sei die beste Überlebensstrategie, der direkten Konkurrenz auszuweichen: entweder indem man sich durch eine Spezialisierung eine Nische sucht (*principle of divergence*) oder indem es einem gelingt, eine geografische Distanz zu den anderen Artgenossen aufzubauen (*principle of geographical isolation*). Auf die Vorstellung des »sportlichen Wettkampfs« übertragen, würde das heißen, dass die erfolgreichste evolutionäre Strategie in der Vermeidung des Wettkampfs besteht. Wo die Konkurrenz groß ist, sollte man entweder ein neues Spiel mit neuen Regeln beginnen, in dem es nur wenige oder nur schwache Konkurrenten gibt (die Strategie der Nischenbildung), oder aber man sollte den Sportplatz ganz meiden und nur dort spielen, wo keiner der Konkurrenten spielt. Denn in der Evolution gewinnen oft nicht jene, die die Besten unter ihresgleichen sein wollen, sondern diejenigen, welchen es – auf den bestehenden Verschiedenheiten aufbauend – gelingt, »anders« zu werden und eine neue Variation, eine neue biologische Art zu werden.¹⁴ Dies ist jedoch eine ganz andere Vorstellung vom »*survival of the fittest*« als jene vom Sozialdarwinismus mithilfe der Analogie zum Sport und zum Krieg vertretene: Für den Sozialdarwinismus sollte der »Beste« und »Stärkste« gewinnen, indem sich dieser dem Wettkampf stellt.¹⁵ Aber Flucht und strategischer Rückzug nutzen die evolutionären Chancen lokaler Gegebenheiten oft besser aus, als jener in den populären Mythen beschworene heldenhafte Angriff und todesmutige Kampf aller gegen alle.

Mithilfe der Kollektivsymbole wurde die »Evolution« zu einem Grenzobjekt (*boundary object*), der sowohl wissenschaftlichen Diskursen wie auch Alltagsdiskursen angehört. Wobei Kollektivsymbole nur symbolische Verbindungen schaffen und keine reale Einheit der Diskurse garantieren können.¹⁶ Dies ist jedoch nicht unbedingt ein Nachteil: Würden Kollektivsymbole bereits eine kohärente Einheit der Spezialdiskurse schaffen, wäre mit ihnen schon alles gesagt. Nur weil sie inkohärente Verbindungen schaffen zwischen den Diskursen der Wissenschaft und den Diskursen des Alltags, gibt es – zwar nicht immer, aber immer wieder – Anlässe für Konflikte und Diskussionen. Weil jeder meint, mit denselben Symbolen

¹³ Zur Popularisierung des Darwinschen »Struggle for existence«: Maasen/Weingart 2000: 41-62. Zur sprachlichen Rezeption der Darwinschen Theorie im deutschsprachigen Raum: Pörksen 1986: 127-144.

¹⁴ Vgl. Darwin 1872: insbes. Kap. 4 »Natural Selection; or the Survival of the Fittest«.

¹⁵ Das Entscheidende ist, dass Darwin den Fortschritt innerhalb der Evolution nicht (wie bei einem Wettkampf) an dem Verhältnis zu den anderen Lebewesen misst, sondern immer von der »Vervollkommnung eines jeden Geschöpfes in Beziehung zu seinen organischen und unorganischen Lebensbedingungen (*the improvement of each creature in relation to its organic and inorganic conditions of life*)« spricht (Darwin 1872: 103). Dies kann manchmal zu einer direkten Konkurrenz um die Ressourcen führen, manchmal jedoch auch zu einem Diversifizieren der Arten, sodass einfache und komplexe Organismen friedlich nebeneinander in eigenen Nischen leben.

¹⁶ Im Sinne Jürgen Links wäre dies ein »Interdiskurs«, der symbolisch zwischen verschiedenen Fachdiskursen vermittelt und die Grundlage bildet für ein Sprechen über die Grenzen der Fachdiskurse hinweg (Link 2005: 77-99).

etwas Einheitliches zu bezeichnen, werden, um die Bedeutung dieser symbolischen Brückenbegriffe und -modelle zu klären, die Spezialdiskurse immer wieder erneut um Erläuterungen gebeten: Wie lässt sich die Evolutionstheorie wirklich auf soziale Phänomene anwenden? Welche Erklärungen kann sie hier geben? Wie lassen sich Modelle des sportlichen Wettkampf oder des ökonomischen Wettbewerbs auf die Natur anwenden?

Es sind jene den »gesunden Menschenverstand« beherrschenden Kollektivsymbole, welche die Grenzen zwischen verschiedenen Bereichen symbolisch überbrücken und damit den Ausgangspunkt für weitere Fragen bilden. Nicht nur für Fragen von Nichtwissenschaftlern, sondern oft auch für jene Forschungsfragen, mit denen versucht wird, bestehende Fachgrenzen zwischen den Wissenschaften mit neuen Konzepten und Theorien zu überwinden. Denn einerseits führen diese symbolischen Verknüpfungen zwar oft zu ideologischen Kurzschlüssen, andererseits motivieren sie aber auch, sich tiefergehend mit wissenschaftlichen Spezialdiskursen auseinanderzusetzen, welche einem sonst fremd blieben. Sie lassen es plötzlich als naheliegend erscheinen, auch als Ökonom zum Beispiel Bücher über die Evolutionstheorie zu lesen und sich mit eigenen Fragen an die Biologen zu wenden.

1.6 Anwendungsfelder des Wissens

Hier ist nicht der Ort, um auf die Vielfalt an Sozialdarwinismen einzugehen, in welcher Beziehung sie zu Darwins Theorie und zu den unterschiedlichen ideologischen Strömungen stehen.¹⁷ Wichtig ist hier nur die allgemeinere Frage, wie Wissen rezipiert wird. So muss eine wissenschaftliche Theorie, um von einer anderen wissenschaftlichen Disziplin übernommen zu werden, in dieser neue Anwendungsfelder finden, in denen sie fruchtbar gemacht werden kann. Ähnlich ist dies außerhalb der Wissenschaften im Alltag. Hier liefert zum Beispiel die gesellschaftspolitische Diskussion den Nichtwissenschaftlern gerade jenes Anwendungsfeld im Alltag, in dem sie das wissenschaftliche Wissen verankern können. Es sind diese außerwissenschaftlichen Anwendungen, welche ihnen erst ermöglichen, ein persönliches Interesse an den Wissenschaften zu entwickeln, sowie aktiv und selbstständig an der Diskussion teilzunehmen. Solange sich die Anwendbarkeit der Wissenschaft auf das akademische Feld beschränkt, können Nichtwissenschaftler dazu nichts sagen – und verlieren daher auch rasch das Interesse.

Die außerwissenschaftlichen Anwendungen geben wissenschaftlichen Erkenntnissen einen »Sinn«, indem sie deren Bedeutung für bereits bestehende gesellschaftliche Debatten aufzeigen. Denn ähnlich wie die Protestanten im 16. Jahrhundert motiviert waren, die Evangelien zu lesen, um die theologische Expertise der römisch-katholischen Bischöfe infrage stellen zu können, lassen sich heute vermutlich auch Menschen motivieren, sich mit der Evolutionstheorie zu beschäftigen, um zum Beispiel die Expertise jener, die sich auf Darwin in der Wirtschafts- und Sozialpolitik berufen, zu erschüttern. Denn paradoxerweise ist es manchmal gerade der Missbrauch, der auch den »richtigen« Gebrauch einer Theorie befördert.

¹⁷ Für eine Übersicht über die verschiedenen ideologischen Strömungen: Hawkins 1997, Bayertz et al. 1988.